

## **Pfarrerin Angelika Obert**

Drittletzter Sonntag im Kirchenjahr, 10. November 2019, 18 Uhr

Predigt über Lukas 6, 27 – 38

Die Gnade Jesu Christi und die Liebe Gottes und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit euch allen.  
Amen.

Ein sehr großer Text ist uns heute zum Hören aufgegeben. Das ist die sogenannte Feldrede, in der der Evangelist Lukas die ganze Lehre Jesu zusammenfasst. Da spricht Jesus zu seinen Jüngerinnen und Jüngern:

*„Aber ich sage euch, die ihr zuhört: Liebt eure Feinde, tut wohl denen, die euch hassen, segnet, die euch fluchen, bittet für die, so euch beleidigen. Und wer dich schlägt auf eine Backe, dem halte die andere auch dar; und wer dir den Mantel nimmt, dem wehre auch den Rock nicht. Wer dich bittet, dem gib, und wer dir das Deine nimmt, dem fordere es nicht wieder. Und wie ihr wollt, dass euch die Leute tun sollen, das tut ihnen auch. Und wenn ihr liebt, die euch lieben, was für Dank habt ihr davon? Denn auch die Sünder lieben ihre Freunde. Und wenn ihr euren Wohltätern wohl tut, was für Dank habt ihr davon? Denn die Sünder tun dasselbe auch. Und wenn ihr denen leiht, von denen ihr hofft zu nehmen, was für Dank habt ihr davon? Denn die Sünder leihen den Sündern auch, auf dass sie Gleiches wieder nehmen. Vielmehr liebt eure Feinde, tut wohl und leihet, wo ihr nichts dafür hoffet, so wird euer Lohn groß sein, und ihr werdet Kinder des Allerhöchsten sein, denn er ist gütig über die Undankbaren und Bösen. Seid barmherzig, wie euer Vater barmherzig ist. Und richtet nicht, so werdet ihr auch nicht gerichtet. Verdammt nicht, so werdet ihr nicht verdammt. Vergebt, so wird euch vergeben. Gebt, so wird euch gegeben. Ein voll, gedrückt, gerüttelt und überfließend Maß wird man in euren Schoß geben, denn eben mit dem Maß, mit dem ihr messet, wird man euch wieder messen.“*

(Lukas 6, 27 – 38)

Liebe Gemeinde, im Jahr 1989, dem Jahr, an das wir uns mit Dankbarkeit erinnern, ist eher unauffällig auch ein kleines Buch erschienen, das den Titel trägt: „Ein Streifen Gold. Auf Wegen zur Versöhnung.“ Albert Friedlander hat es geschrieben. Er war damals Rabbiner in London, davor hat er lange in Amerika gelehrt. Geboren ist er allerdings in Berlin. Das Pogrom am 9. November 1938 hat er als Kind in einem Versteck in dieser Stadt erlebt. Die Reise zum Mitmenschen, schreibt Albert Friedlander gleich am Anfang, die Reise zum Mitmenschen beginnt immer mit einer Reise nach innen, in die eigene Existenz. Denn so lehren die Weisen: „Suche den Frieden an deinem Ort.“ Dein Ort, das ist dein Herz, in dem immer allerhand Unfriede herrscht: Alter Groll, neue Angst und anderes mehr. Wie kannst du den Frieden für die Welt suchen, wenn du an deinem Ort, in deinem Herzen den Frieden nicht gefunden hast? Und weil Albert Friedlander jemand ist, der sich nun ganz und gar nicht über seine Mitmenschen erheben will, erzählt er dann auch gleich eine kleine Geschichte vom Unfrieden in seinem eigenen Herzen. Als junger Mann hat er mit Leidenschaft an einer Übersetzung der Schriften des großen Gelehrten Leo Baeck gearbeitet – und dann bat er einen andern großen Gelehrten, nämlich Martin Buber, um ein Geleitwort für das Buch. Doch er bekam von Buber nur einen langen Brief, in dem dieser mit viel Hin und Her erklärte, warum er das Geleitwort nicht schreiben wolle. Große Enttäuschung bei Friedlander: Gleich setzte er sich hin und schrieb einen Antwortbrief, aber er traute sich dann doch nicht, den Brief abzuschicken, sondern zerriss ihn wieder. Und dann, erzählt er, war es so, dass dieser zerrissene Brief in meinem Herzen blieb, der Groll in meinem Herzen blieb – viele Jahre lang. Und das war, so sagt er es wörtlich, wie eine eiserne Mauer, die es mir unmöglich machte, diesen Lehrer noch zu akzeptieren. Aber endlich kam sie doch – die innere

Umkehr und mit ihr der Friede in diese Beziehung. Nicht Buber war umgekehrt, sondern Friedlander selbst hatte sich auf den Weg gemacht: Suche den Frieden an deinem Ort.

Ja, denke ich. Solche Geschichten von alten Kränkungen und unbefriedetem Groll, die trage ich auch mit mir herum. Aber bin ich mir auch im Klaren, dass die Mauer, die mich da vom andern trennt, in mir selber ist? Dass ich umkehren könnte? Frieden suchen?

Im Leben von Albert Friedlander gab es noch eine ganz andere eiserne Mauer – errichtet gegen einen unheilbaren Schmerz. Deutschland – das Land der Verfolgung, der er nur gerade entkommen war, das Land der Lager, in denen so unendlich Viele aus seinem Volk ermordet wurden. Nach Deutschland zurückkehren, für länger, das bedeutete: Täglich mit der Erinnerung, mit dem Schmerz konfrontiert zu sein... Davor scheute er sich. Aber als er dann einen Studienurlaub bekam und die Wahl hatte zwischen Jerusalem und Wuppertal, da war er tapfer und ging nach Wuppertal. Um Frieden zu suchen und Frieden zu stiften – was gewiss nicht heißen konnte, den Schmerz über das vernichtete Leben zu heilen. Aber die Reise zum Mitmenschen hinter der eisernen Mauer – sie muss eben gerade um dieses Schmerzes willen angetreten werden. Damit das Böse nie wieder so groß wird, müssen die Schritte zur Versöhnung getan werden. Und dann erzählt Friedlander von seinen vielfältigen Begegnungen in Deutschland – den Begegnungen mit denjenigen, die sich der langen christlichen Judenfeindschaft schämten und begierig waren, von ihm zu lernen – und den Begegnungen mit den andern, die nur mühsam zu bewegen waren, sich neuen Gedanken zu öffnen. Den einen wie den andern begegnete er mit Neugier, mit offenem Herzen – immer um Verstehen bemüht. Denn es ist wohl wahr, schreibt er dann an einer Stelle: Gott hat sich mit den Menschen verbunden. So wie wir es als Christen ja in der Gestalt Jesu Christi erkennen und glauben - so ist es im jüdischen Glauben schon ganz früh vorgezeichnet in dem Traum Jakobs von der Himmelsleiter, die vom Himmel zur Erde führt. Aber diese Leiter, die Gottes Nahsein gewiss macht, diese Leiter ist durch all die gottesfeindlichen Verbrechen in der Menschengeschichte doch wohl gebrochen, sagt der Rabbiner. Und nun ist es schon an uns, den Weg zu Gott selbst zu finden – und der Weg zu Gott ist der Weg zum Mitmenschen. Ich denke: Anders können wir es uns als Christen auch nicht sagen lassen.

Am Ende all seiner Begegnungserzählungen schreibt Albert Friedlander: Wir stehen immer noch im Bann der Vergangenheit, die nicht Zukunft werden kann. Und er fragt: Wie weit sind wir auf unserer Reise Richtung Versöhnung? Wie weit sind die andern? Und die Welt? Ein Streifen Gold, einen Lichtstreifen – den hat er erahnt bei seinen Begegnungen in Deutschland - und schließt dann doch: „Wir bleiben unerlöst. Neue Gräueltaten stehen zwischen uns und dem Licht. Täglich werden Menschen zerstört, in unserer Nähe und in der Ferne. Genau deshalb müssen wir den Weg zueinander finden, um der Dunkelheit nicht den Sieg zu überlassen. Der Weg geht durch unsere eigene Identität, unsere eigene Versöhnung und Anerkennung des Heiligen, das sich durch uns den Weg in die Freiheit bahnen will. Dort treffen wir den Mitmenschen und durch den Mitmenschen finden wir den Weg zu Gott.“ Und dann heißt es: Nun muss ich weitersuchen – es sind noch Tausende von Meilen, bevor ich ruhen kann.

Liebe Gemeinde – ich wusste wirklich keine bessere Auslegung unseres Predigttextes von der Feindesliebe als eben dieses Beispiel, das Albert Friedlander in seinem Buch gibt. Suche den Frieden an deinem Ort! Wie kann die Bejahung des Mitmenschen, von dem uns eine eiserne Mauer trennt, denn anders gelingen als in der Befriedung des eigenen Herzens? Und wie können wir unser Herz anders befrieden als in der Liebe zu dem Gott, der uns zuerst geliebt hat? Und müssen wir den Weg der Versöhnung nicht suchen, immer wieder, um der Dunkelheit nicht den Sieg zu überlassen? Liebet eure Feinde, tut wohl denen, die euch hassen – als Imperativ kommt uns das ja schier unmöglich vor. Es scheint mir nicht ganz so unmöglich, wenn es denn getan wird als ein unermüdliches Suchen nach Begegnung – nach Öffnung der eisernen Mauern, die wir so um unser Herz errichten.

„Neue Greuelthaten stehen zwischen uns und dem Licht.“ Was 1989 geschrieben wurde, gilt nun 30 Jahre später erst recht. Auch mitten unter uns in diesem doch ziemlich sicheren, freien Land erleben wir eine neue Lust an der Feindseligkeit, am Hass, an der Gewalt. Eine Neigung, Feindschaft zu säen – Feinde auszumachen, obwohl da ja niemand ist, der uns das Existenzrecht bestreitet oder uns unterjochen will. Es ist ja nicht so, dass wir fliehen müssten vor einer brutalen Staatsgewalt, wie Albert Friedlander das musste, oder von einer Großmacht unterdrückt wären wie die Juden zur Zeit Jesu oder Verfolgung fürchten müssten wie die ersten Christen. Als Jesus von Feindesliebe sprach, da meinte er ja doch auch solche realen Feinde. Was uns hier und heute zuerst bedroht, sind aber doch die Feindbilder, die nun wieder um sich greifen und groß gemacht werden, wo in Bausch und Bogen die Muslime und auch schon wieder die Juden oder auch einfach die politisch Andersdenkenden zu Bedrohungen stilisiert werden, gegen die man mit Gift und Wut ankämpfen muss.

Warum nur? Warum gibt es diese immer neue, unausrottbare Lust an der Verfeindung? Es heißt: Da sind doch Ängste, da ist Unzufriedenheit, da ist das Gefühl, abgehängt zu sein... und damit wird die Wut gerechtfertigt. Ja, es herrscht Unfriede im eigenen Herzen. Immer ist da Daseinsangst und Todesangst, Versagensangst. Kränkung, immer ein Mangel-Gefühl – für die meisten auch Mangel an Anerkennung, Mangel an Besitz im Vergleich zu andern. Es gibt Vieles, was uns innerlich irritiert und unbefriedet lässt. Und es ist dann möglicherweise doch der einfachste Weg, sich einzuschließen in irgendeine Ideologie oder auch Religiosität, die alle Unsicherheit verbannt. Eine eiserne Mauer vors eigene Herz zu ziehen und den eigenen inneren Unfrieden in Abwehr, Wut und Hass auf die andern zu verwandeln. Da fühlt man sich dann stark, eindeutig, im Recht der Anklage. Solche Versuchung ist groß. Sie war es zu allen Zeiten. Und sie ist es heute wieder, wo man uns suggeriert, wir hätten ein Geburtsrecht auf Glück und gelingendes Leben. Wenn's dann doch nicht so ist, muss doch jemand schuld sein, ein Feind. Die eiserne Mauer ums Herz, die es erlaubt, das Dunkle nur im Andern und im Andern nur das Dunkle zu sehen, sie wirkt wohl entlastend. Vor allem, wenn sich damit auch noch das „Wir“-Gefühl verbindet – dieses scheinbar einige Wir, das am stärksten zusammenhält, wenn es den gemeinsamen Feind gibt. Nur eben – so führt kein Weg ins Licht. So wird am Ende immer nur das Böse groß. Dafür lässt sich der Gott der Bibel nicht in Anspruch nehmen. Und so hören wir Jesus sagen:

So lange sich euer Wohlwollen und eure Großmut nur auf die eigenen Leute beziehen, die dann ja auch das eigene Selbstgefühl bestärken, so lange da die eiserne Mauer bleibt, die den andern als Feind ausschließt – so lange ist Gottes Wahrheit in der Welt nicht gegenwärtig. Da bleibt Gott dann auch ausgeschlossen. In der Verfeindung sind wir gottlos. Nur durch den Mitmenschen finden wir den Weg zu Gott. Und der Weg zum Mitmenschen – das ist der Weg zum andern in seiner Fremdheit. Manchmal können uns ja auch sehr nahestehende Andere fremd sein.

Der Weg zum Mitmenschen ist die Bereitschaft, den Unfrieden im eigenen Herzen auszuhalten, ohne andere dafür anzuklagen und zu verfolgen. Und dann den Frieden im eigenen Herzen zu suchen, damit da Mut wird und Großmut für die Schritte zur Begegnung und Versöhnung. Jesus spricht zu denen, die auf ihn hören wollen – wohl wissend: Sie leben in einer Welt, in der die Menschen immer wieder der Ausgrenzung und Verfeindung verfallen. Er mutet ihnen, er mutet uns zu, dem nicht einfach mit zu verfallen, weil das ja so natürlich ist. Aber er verspricht uns auch: Auf dem Weg der Versöhnung werden wir die Fülle finden, nach der wir uns sehnen. Es ist die Fülle von Begegnungserfahrung, von Dazulernen, von Weite des Denkens und Nähe zum andern, die eben ein Menschenleben am Ende reich macht – und uns den Streifen Gold vom großen Licht sehen lässt. Amen.